

Traumes war von vielen Tränen und heftigem Zorn begleitet. Dem Seminaristen wurde klar, daß seine existentielle Situation in diesem Traumbild einen durchaus ermutigenden Ausdruck fand – trotz seiner Bedrohlichkeit. Sein Leben erschien ihm aussichtslos. Doch es gab einen Lichtblick! Innerhalb weniger Wochen war ihm klar geworden, daß er aus dem Sarg – dem Priesterseminar und der für ihn „selbstmörderischen“ Zölibatsforderung – aussteigen müsse, und er fand auch den nötigen Mut dazu.

Abschließend möchte ich zwei mögliche Mißverständnisse, die durch meine allzu kurze Darstellung der drei Traumscenen sich einstellen könnten, ausräumen.

Erstens sind Träume sehr persönliche Phänomene in symbolisch verdichteter Sprache. Und wie alle Symbole sind sie vieldeutig und bedürfen der Deutung, die nur gemeinsam zwischen dem Therapeuten und dem Patienten aufgrund genauer Kenntnis der Lebensgeschichte möglich ist.

Und zweitens ist Religion ein höchst ambivalentes Phänomen. Denn Religion kann dem Besten dienen, zu dem Menschen fähig sind. Aber Religion kann auch zur Unterwerfung und Unterdrückung, zum Angstmachen und Verdummen von einzelnen Menschen und ganzen Völkern dienen. Es ist schade, daß viele Therapeuten die positiven Seiten von Religion zu wenig wahrnehmen, ebenso wie es sehr bedauerlich ist, daß manche, oft maßgebende kirchliche Kreise zu wenig Sinn für die kritische Auseinandersetzung mit mißbrauchter Religion haben.

– Wir setzen an den Anfang eine Erzählung, die erahnen läßt, welche Bedeutung vor allem für die emotionale Fundierung von Religion das Mitleben mit religiöser Praxis Erwachsener haben kann. red

Gerlinde Bachmayer **Im Alltag erfahrener Glaube**

Jedes Jahr, wenn die Tage länger und länger wurden, die Abschlußprüfungen nahten und Schüler, Professoren und Studenten in Atem hielten, bemächtigte sich des ohnehin schon chaotischen Haushalts die große Unruhe. Kisten wurden vom Dachboden geholt, entstaubt und von Spinnweben befreit. Es stand die alljährliche sommerliche Übersiedlung bevor.

Es war aber nun nicht so, daß der Reihe nach eine Kiste mit Büchern, eine mit Schuhen oder mit Kleidern und eine mit Hausrat gefüllt wurde – vielmehr wurden rund acht Exemplare – oder auch mehr – gleichmäßig in der Wohnung verteilt, um sie ebenso gleichmäßig anzufüllen, eine Tätigkeit, die sich über mehr als eine Woche erstreckte.

Zuunterst wurden die Bücher geschichtet, die zahlreich notwendig waren, weil der Papa nur in den Sommerferien Zeit hatte, ein neues Buch zu verfassen, und dazu die Fachliteratur benötigte; dazu kamen alle das ganze Jahr über angekauften Bücher, die aus Zeitmangel erst in Aussee gelesen werden sollten; es folgten dann noch die Bücher und Skripten, die die schon studierenden Kinder optimistischerweise in die Ferien mitnehmen wollten; und dann das eine oder andere Mal auch jene Hefte und Bücher, die zum Zwecke des Lernens für eine Nachprüfung mitgenommen werden mußten. Hin und wieder geriet das System auch etwas durcheinander, und das eine oder andere Heft verschwand. Eine dementsprechende Entschuldigung in der Schule wurde von den Lehrern nicht akzeptiert, beruhte aber auf reiner Wahrheit. Die Wahrheit ist eben immer am unwahrscheinlichsten.

In die nun etwa zu einem Drittel vollen Kisten wurden dann weitere Gegenstände verteilt: Wanderschuhe, Bergschuhe (was nicht dasselbe ist, wie manche vielleicht glauben), Sandalen, Sportschuhe, Tennisschuhe, dazugehörige Socken und Strümpfe folgten.

Forum

Für das Forum haben wir einige Frauen und Männer verschiedener Berufe und Lebensumstände gebeten zu erzählen, wo sie in ihrem Leben in besonderer Weise Gott, Jesus, dem „Göttlichen“ begegnet sind, wie sich ihr Glaube wegweisend auf das Leben ausgewirkt hat, wie sie also ihre Lebensgeschichte als Glaubensgeschichte sehen können. Die wenigen Beispiele zeigen schon die bunte Vielfalt der Lebens- und Glaubenswege wie auch der Weisen der Rückbesinnung.

Darauf kamen die Lodenmäntel, die Kniebundhosen, die Hemden, Dirndlblusen und Dirndln – mit Alltags- und Sonntagsschürzen – und die Regenmäntel, denn ein Lodenmantel ist zwar warm, hält aber dem Ausseer Schnürlregen nicht stand.

Tennisschläger, Fußbälle, Gesellschaftsspiele folgten, bunt gemischt mit warmer Unterwäsche, Tüchern, Hüten und sonstigem Krimskrams, dessen Aufzählung zu weit führen würde. Ein wichtiger Punkt waren die Kochtöpfe, da das Sommerhaus zwar über grüne Gmundner Keramik, aber nicht über das nötige Kochgeschirr für eine neunköpfige Familie verfügte.

Da immer wieder eines der schon verpackten Dinge von einem Familienmitglied benötigt und aus den halbvollen Kisten gezerrt wurde, war der Verschleiß von Nerven für alle in dieser Zeit beträchtlich. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vier-schrötige Männer mit gewaltigen Muskeln die nun zugenagelten Kisten schulterten und zur Bahn brachten, wo sie dann in Aussee von der Spedition Hölzlsauer in Empfang genommen werden sollten.

Alle atmeten auf. Die erste Hürde war genommen. Aber ein weiteres Problem war noch zu lösen. Da die Familie nur über ein Auto verfügte, galt es zu bestimmen, wer mit Papa und Mama mit dem Auto fahren und wer die Bahn benützen sollte.

Was die Eltern nicht wußten, war, daß es für die Kinder keinesfalls ein Privileg war, mit Papa im Auto mitzufahren, denn er wußte zwar alles über Schaltung, Kardanwellen und Motoren genauestens zu erklären, war aber mit allem, was Straßenverkehr betraf, auf Kriegsfuß, so daß die Kinder den „Erzherzog Johann“ bevorzugten, einen Zug der Bundesbahn, der einen direkten Kurswagen nach Bad Aussee hatte. So wurden denn jedes Jahr heimlich zwei Opfer ausgewählt, die Freude über das Mitfahren mit dem Auto zu heucheln hatten. Schließlich war die ganze Familie versammelt, und die Ferien begannen.

Die schon erwähnte Spedition Hölzlsauer lieferte mit einiger Verspätung die Kisten, es wurde ausgepackt und eingerichtet, das Haus und die Umgebung inspiziert – was überflüssig war, denn es hatte sich nichts geändert. Auch das jedes Jahr versprochene Badezimmer war noch immer nicht vorhan-

den, und es mußte die artistische Leistung vollbracht werden, sich in einer Waschmuschel Hände und Haare, Hals und Füße zu waschen – oder man ließ es bleiben. Da es ohnehin meistens kühl war, war dieses Problem nicht allzu gravierend.

Die Wäsche wurde in die Wäscherei gebracht, was zur Folge hatte, daß der größte Teil der Kisteninhalte (außer den Büchern natürlich) sich ständig dann nicht im Hause befand, wenn man ihn dringendst benötigte. Tage der Freiheit begannen. Die sonst überängstlichen Eltern ließen ihre Kinder schwimmen, wandern, bergsteigen, klettern – die Schwierigkeitsgrade waren ihnen allerdings nicht bewußt.

So hieß „auf die Trisselwand gehen“ bei den Knaben nicht einfaches Besteigen, sondern die Diretissima nehmen; und „Schwimmen“ hieß, den See durchqueren.

Merkwürdigerweise passierte nichts.

Wer bei den diversen waghalsigen Unternehmungen nicht mitmachen wollte, durfte lesen, lesen, lesen. Oder kochen helfen, Fisolen putzen, Erdäpfel schälen, den Bretterboden aufreiben und ähnliche nette Dinge. Sonst gab es nichts. Absolut nichts. Der einzige Höhepunkt waren die Tennisstunden, die den Eltern abgetruzt wurden. Das Tennisspielen war zwar eine – nach Papas Meinung – absolut sinnlose Tätigkeit, aber – da man sich in frischer Luft ununterbrochen bewegte – wenigstens nicht ganz unanständig.

Wer die Ausseer Häuser kennt, weiß, daß sie über zwei merkwürdige Räume verfügen: die obere und die untere Veranda.

Die obere Veranda war verglast, gegen Wind und Regen geschützt und wurde als Raum zum Lesen, Arbeiten und Schreiben benützt. Das war der Lieblingsraum der Eltern, besonders der Mama, die hier in freier Natur, aber ungestört von den Unbilden des zumeist kühlen Wetters, die Landschaft betrachten, die vorbeigehenden Leute inspizieren, Papas Bücher korrigieren und an ihrer Petit-Point-Handtasche sticken konnte, die niemals fertig werden sollte.

Papa hielt es mehr mit dem Wandern. In Altaussee zählt es zu den rituellen Handlungen, einmal am Tag rund um den See zu gehen, einen sieben Kilometer langen Weg von atemberaubender Schönheit, jeden Tag anders und niemals langweilig.

Da aber die Wetterlage fast nie eindeutig

war, hatte der Papa innen in seine Lodenjacke zwei Träger nähen lassen, die es ihm ermöglichten, die Jacke umgehängt zu haben, ohne sie tragen zu müssen, und bei Bedarf einfach in die Ärmel hineinzuschlüpfen. Diese etwas merkwürdige Einrichtung, für die sich die Kinder immer etwas genierten, wird heute von vielen jungen Reisenden verwendet, ohne daß ihnen der Erfinder bekannt ist.

Bei diesen Wanderungen um den See gab es auch die zahlreichen Begegnungen, die mit einem Ziehen des Hutes begannen und einem Handkuß an die Gemahlinnen endeten. Einladungen, die nie stattfanden, wurden ausgesprochen, und man ging wieder erleichtert seines Weges.

Sollte aber doch einmal ein Orts- und Brauchkundiger solch einer Einladung Folge leisten, gab es zu diesem Zweck die untere Veranda, ohne Glas, eine halboffizielle Zone sozusagen, wo den Gästen in Gmundner Keramikhäferln Nescafé und Kekse vorgesetzt wurden. Alles einfach und improvisiert, man war doch in der Sommerfrische. (Auch zu Hause in der Stadtwohnung war es einfach, aber das brauchte ja niemand zu wissen.)

Bei diesen Besuchen, bei denen das Du vorherrschte, aber die vollen Titel verwendet wurden, also „Du, Herr Minister“, „Du, Herr Professor“, verabredete man einen Gegenbesuch in Grundlsee, der nach dem gleichen Muster verlief, um das Ganze im nächsten Jahr nach dem gleichen Ritual ablaufen zu lassen. Wenn man Glück hatte, fand man niemanden zu Hause vor, und nach Hinterlassung einer Visitenkarte, mit durchgestrichenen Titeln natürlich, zog man weiter.

Die Sonntagsmesse um 11 Uhr war für die Sommergäste. Die Mama zog ihr Dirndl an, das ihr unglaublich gut stand, der Papa die schöne Joppe (die ohne Träger), die Mädchen ihre Dirndl mit den sauberen Schürzen, die Knaben ihre Anzüge. So zog man zur Kirche. Die Knaben ministrierten – leider besser als die einheimischen Ministranten, was diese nicht unbedingt zu schätzen wußten.

Der Kirchenchor sang herzergreifend, manche Lieder gelangen bis zur Unkenntlichkeit. Zum Schluß gab es den sogenannten Wettersegen, der vor Blitz und Ungewitter und vor einem jähen und unversehnen Tod

schützen sollte, ebenso vor Pest und Hungersnot.

Sehr viel genützt hat dieser Wettersegen nicht, denn es regnete manchmal vierzehn Tage ununterbrochen. Gegen einen jähen Tod hingegen wäre eigentlich nichts einzuwenden gewesen, viel allerdings gegen Pest und Hungersnot. Solch ketzerische Gedanken durften aber, wie so vieles, nicht ausgesprochen werden.

Nach der Messe gab es die schon erwähnten Begrüßungszeremonien, die natürlich bei schönem Wetter etwas länger ausfielen und mit den üblichen Handküssen an die Gemahlinnen endeten. Diese Handküsse durften aber nicht etwa ausgeführt werden, sondern nur angedeutet; abwesenden Gemahlinnen wurden sie durch den Gemahl nach Hause überwiesen.

Die schon erwähnte obere Veranda diente nicht nur den bereits geschilderten Tätigkeiten. Am Abend, wenn es dunkel wurde und der große Nußbaum seine Konturen verlor und nur mehr am Rauschen zu erkennen war, das wie das Murmeln eines Baches stets die Bewohner des Hauses begleitete, da versammelte sich ein Teil der Familie dort zum Tarockspielen. Merkwürdigerweise liebte der Papa, der sonst jedem „Unsinn“ abhold war, dieses Spiel, und wenn er dazu noch eine Pfeife oder Zigarre ansteckte, erfüllte Friede den Raum. Durch das umständliche Hantieren mit Pfeife und Tabak verzögerte sich allerdings manchmal der Spielverlauf, was die Kinder oft ungeduldig machte.

Auch sonst gab es gewisse Schwierigkeiten, einen Spielabend problemlos über die Runde zu bringen. Da war zum einen der Sohn, der sich gerne als Störfaktor betätigte, indem er manchmal absichtlich schlecht spielte und mit Vorsatz verlor; zum anderen war da sein Bruder, der das überhaupt nicht verstehen konnte, denn er gewann für sein Leben gern. Erschwerend kam hinzu, daß der störrische Bruder manchmal ganz ausgezeichnet spielte, so daß man nie recht wußte, woran man war. Um das Quartett vollzumachen, durfte immer eine der Töchter des Hauses mitmischen, was aber von den männlichen Mitgliedern der Familie doch eher als Notlösung betrachtet wurde.

Selbst wenn es an solchen Abenden noch so spät wurde, so behielt doch der Papa auch dann seine tägliche Zeremonie des Abendge-

bets bei. Was man heute Meditation, indisches Mantra, buddhistisches Leerwerden oder esoterisches Einswerden mit Mutter Erde und Vater Himmel nennen würde, hieß damals schlicht Rosenkranzbeten. Besonders schön und ehrfurchtsgebietend klang es, wenn das laute lateinische „Ave Maria“ an die Ohren der Kinder drang, ein rhythmisches Auf und Ab in einer zwar nicht unbekannt, aber doch nicht ganz verständlichen Sprache, dazu das Knarren der hohen Schuhe des Papa und das gleichmäßige Nachgeben des Bretterbodens, wenn er, den Rosenkranz in der Hand, auf und ab ging, um beim Beten nicht einzuschlafen.

Manchmal setzte sich das eine oder andere Kind dazu, magisch angezogen von diesem Vorgang. Dann wurde deutsch gebetet, was aber nicht dasselbe war und das Geheimnis irgendwie entweihte.

An warmen Abenden saß manchmal eines der Kinder in der unteren Veranda, eingehüllt in Sternenhimmel, Nußbaumrauschen und Rosenkranz, und fühlte sich für einen Moment ruhig, sicher und geborgen und im Einklang mit sich und der Welt.

So verging die Zeit. Woche reihte sich an Woche, man erholte sich gut, allmählich machte sich Langeweile breit. So war jeder nach der neunten Woche gleichzeitig traurig und erleichtert, als die Kisten mit der Spedition, die zwei sich opfernden Kinder mit dem Auto und die anderen mit der Bahn nach Wien verfrachtet wurden.

Und mit ein bißchen Wehmut dachte jeder, daß es nun wieder ein Jahr dauern würde, bis der Papa sagen würde: „Kinder, riecht doch – diese Luft!“

Helmut Erharter

Rosenkranz und Psalmen

In unserer Familie gehörte der tägliche Rosenkranz genauso selbstverständlich zum Leben wie das Tischgebet vor und nach dem Essen. (Ähnlich hielten es in meiner Tiroler Heimat viele vor allem bäuerliche Familien.) Da wir mitten im Ort wohnten, mußten wir am Sonntag auch den Nachmittagsrosenkranz in der Kirche besuchen, was mir schon als Kind ziemlich schwerfiel, da die meisten meiner Mitschüler und Spielkameraden dies

nicht tun mußten und ich auch nicht gerne von den Nachbarn als „Frömmler“ belächelt werden wollte. Infolge einer starken Übersättigung mit diesem Gebet wandte ich mich gegen Ende meiner Mittelschulzeit dem Psalmengebet zu, und für Jahrzehnte sollten die Psalmen an die Stelle des Rosenkranzgebetes treten. (Heute bin ich wieder dankbar, daß ich z. B. in schlaflosen Nachtstunden einzelne Gesätzchen des Rosenkranzes beten kann.) In den Psalmen kann ich Freude und Trauer, Dankbarkeit und die Last des Lebens vor Gott tragen.

Die tiefste Erfahrung mit einem Psalm – und wohl auch mit Gott – erlebte ich während meiner schweren Krankheit vor drei Jahren. Nach einer Herzklappenoperation mußte ich für vier Wochen auf eine Rehabilitationsstation. Gegen Ende dieses Aufenthalts führte eine schwere Herzrhythmusstörung (ein „Herzkammerflimmern“) zu einem Kollaps, der wohl zum sicheren Tod geführt hätte, wären nicht andere Patienten beim Zusammenbruch in der Nähe gewesen, so daß die Ärzte und Schwestern raschest informiert werden („Herzalarm“), mich in kürzester Zeit in die Intensivstation bringen und dort entsprechend behandeln konnten. Erst am fünften Tag erlangte ich allmählich das Bewußtsein und die Erinnerung wieder.

Ich hatte in den Wochen vorher mehrmals die Psalmen vom 1. bis zum 150. der Reihe nach gelesen, gebetet, täglich einige Seiten. Als ich über die Geschehnisse mit dem Kollaps informiert und etwas zu Kräften gekommen war, nahm ich wieder den Psalter in die Hand und schlug ihn dort auf, wo das Merkzeichen lag: Es war der Psalm 116, in der Übersetzung von R. Guardini Psalm 114: ein Hilferuf in Todesnähe, der in Freude und Dankbarkeit endet und den ich nur mit tiefer Ergriffenheit beten konnte. Dieser Psalm ist nun mein tägliches Dankgebet für die Wiedererlangung von Leben und Gesundheit. Wer ihn liest, wird verstehen, warum:

*Ich liebe den Herrn,
Er hört auf den Ruf meines Flehns.
Er hat mir Sein Ohr geneigt,
am Tage, da ich zu Ihm gerufen.
Stricke des Todes umwanden mich,
Schlingen der Hölle warfen sich über mich,
versunken war ich in Angst und Qual.
Da rief ich den Namen des Herrn:*